

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 44 (2002)

Artikel: Partisanen
Autor: Mohler, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-550271>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Partisanen

von Hans Mohler

Nun ist er also doch nicht 104 Jahre alt geworden, bloss 81. So steht es in der Todesanzeige: Benedetto Cortini, Detto genannt.

Als ich mit ihm zusammentraf, war er ein Beamter der städtischen Polizeidirektion. An einem Abstimmungs-Wochenende hatte man mich als Stimmenzähler aufgebeten, und Cortini war der offizielle Chef des Wahllokals.

Noch fast dreissig Jahre später pflegte er die Erinnerung an die knapp zwei Jahre. Es war eine Zeit des intensiven Lebens auf Messers Schneide. Nun war er über fünfzig, ein eher biederer Lohnempfänger mit einem Büroalltag. Wie sind wir auf sein Thema gekommen? Ich weiss es noch genau: Auf dem Tisch, hinter dem wir sassen (ausser mir gehörte noch eine nicht mehr ganz junge Dame zu den Stimmenzählern), stand Mineralwasser, dem wir gelegentlich zusprachen. Es fiel mir auf, dass unser Chef nichts trank.

«Haben Sie keinen Durst, Herr Cortini?»

«Nein. Ich habe mir das Trinken in den Bergen hinter Albenga abgewöhnt.»

«Albenga? Wo liegt das?»

«An der Riviera di Ponente. Sie sind offenbar nie dort gewesen.»

«Von Italien kenne ich nur Venedig.»

«Albenga ist die einzige Stadt an der Riviera, die flaches Hinterland hat. Nicht sehr viel, aber genügend für einen Flugplatz. Meine Tante Melanie wollte dort ein Hotel bauen. Sie hat ein Stück Land gekauft und Pläne in Auftrag gegeben. Bevor es zum Bauen kam, ist sie gestorben. «Was machen wir jetzt mit dem Land in Albenga?» fragte mein Vater. «Verpachten bringt nichts ein.» Die Tante hatte mich als Hotelier vorgesehen, und ich wäre gern nach Albenga gegangen. Darum sagte ich: «Denkt an den Flugplatz. Warum denn hat die Tante in Albenga ein Hotel bauen wollen? Weil dort ein Flugplatz ist. Wozu ist ein Flugplatz sonst noch gut? Für den schnellen Abtransport leicht verderblicher Güter. Ich denke da an Schnittblumen.»»

Ich sagte: «Hätte man das Hotel nicht auch ohne die Tante bauen können?»

«Die Familie war immer dagegen, aber natürlich wäre unsere Zustimmung nicht nötig gewesen. Jetzt aber hatten wir zwar das Land geerbt, aber fast alles Geld hatte die Tante irgendwelchen Institutionen vermacht, legalerweise, sie hatte keine Kinder.»

«Und so haben Sie denn in Albenga Blumen gezüchtet. Dafür muss man wohl ein Fachmann sein. Waren Sie das?»

«Das Blumengeschäft hat zwei Seiten. Es braucht die Ware, und es braucht die Vermark-

tung. Für den Handel war ich der Fachmann, ich habe ein Diplom. Den Gärtner habe ich an Ort und Stelle gefunden. Enzos Familie hatte Land, das an unseres grenzte. So haben wir uns zusammengetan.»

«Ist das gut gegangen? Ich stelle mir vor, wenn man mit Italienern geschäften will, muss man ihre Sprache sehr gut können.»

«Meine Mutter war Italienerin. Ich spreche noch heute italienisch so gut wie deutsch. Ja, es ist gut gegangen, wenigstens bis weit in den Krieg hinein.»

«Krieg? Wie war es denn mit Ihrem Militärdienst? Sie sind doch Schweizer.»

«Ich habe noch vor dem Krieg die Rekrutenschule und den Korporal gemacht. Sofort nach Kriegsausbruch habe ich mich auf dem Konsulat in Genua gemeldet. Dort hat man gesagt, ich solle vorläufig bleiben, wo ich sei.»

«Und Enzo? War er nicht auch im militärpflichtigen Alter?»

«Ach wissen Sie, in Italien hat man das nicht so genau genommen. Wenn man die richtigen Leute kannte, war es ziemlich einfach, sich zu drücken. Enzo hat sie gekannt. Zudem: Als Ausländer war ich ein potentieller Spion. Jemand musste mir auf die Finger schauen. Das habe ich zwar erst gemerkt, als die Deutschen im Lande waren. Damals hat mich das Konsulat auch

wirklich als Spion eingesetzt. Nichts im Stil von James Bond, natürlich. Ich habe bloss alle paar Wochen einen Stimmungsbericht nach Genua geschickt. Auch den Flugbetrieb der Deutschen habe ich unauffällig beobachtet, ich war ja jeden Morgen mit meiner Ware auf dem Flugplatz.»

«Gab es denn noch zivile Flugzeuge?»

«Private nicht, für die gab es kein Benzin mehr. Aber der Morgenkurs nach Mailand flog noch. Sonst hätten wir unser Geschäft schliessen müssen.»

«Hat Enzo Ihnen tatsächlich auf die Finger geschaut?»

«Ich habe plötzlich einen Verdacht gehabt. Enzo war kein Italianissimo, kein Patriot. Er war auch nicht in der Partei. Die Deutschen gingen auch ihm gegen den Strich. Ob ich spionierte oder nicht, das war ihm wahrscheinlich wurst. Ich glaube auch nicht, dass er etwas gemerkt hat. Aber er konnte mich bei den Deutschen als Spion verpfeifen, auch ohne Beweise. Dann hätte das Geschäft ihm allein gehört. Dieser Gedanke ist mir plötzlich gekommen, und so bin ich an einem Sonntag zu Porro gegangen, auf der Strasse nach Ortovero. Porro hat uns den Mist geliefert, ich kannte ihn seit Jahren. In Diktaturen entwickelt man einen Instinkt dafür, wer vertrauenswürdig ist und wer nicht. Dieser Instinkt kam mir auch in den Bergen hinter Albenga zustatten. Bei Porro konnte man gefahrlos sondieren, ob es nicht an der Zeit wäre, eine Widerstandsgruppe auf die Beine zu stellen. Im Sommer war

Mussolini gestürzt worden. Die Deutschen haben ihn zwar befreit...»

«Otto Skorzeny!»

«Ja, der. Aber der früher so selbstbewusste Duce war jetzt eine Marionette der Deutschen. Eine Widerstandsbewegung hätte wenig Chancen gehabt, solange Mussolini fest im Sattel sass. Gegen die Deutschen lag sie plötzlich in der Luft. Ich habe den Fehler gemacht, dass ich an jenem Sonntag nicht bei Porro geblieben bin. Vielleicht war die Zigeunerin der Grund, weshalb ich zurückging. Sie lief auf der Strasse vor mir her, barfuss. Der Abstand verringerte sich ständig. Plötzlich fasst sie, ohne stehen-zubleiben, ihr langes Kleid unter den Hüften und zieht es von hinten über den Kopf. Sie hat nichts an darunter. Ich lache los, als ich sie mit nacktem Hinterteil davonwandern sehe, als sei sie allein auf der Welt. Natürlich deckte sie auf mein Lachen hin die Blösse sogleich, drehte sich um und liess mich herankommen. «T'as rien vist», sagte sie in einer Mischung aus Italienisch und Französisch. «N'en parle à nessuno si tu ne veuilles pas attirar la disgrace.» Sie hatte ein verwitertes Gesicht, aber fast unheimlich junge, helle Augen. Dass sie mehr konnte, als Brot essen, das sah man ihr an. «Mostrami ta main», sagte sie streng. «Non, pas la drett. La sinistre. Bing, bing, tu peux esser content. Vita molto longa. Morirai à cent-quatre ans. Non è juste. Io sto da mourir dans les sés més che viennent. Amo di viver, amo di amar. Si si, giovanott, di amar, che cosa sai dall'amour des vieil-

les femmes.» Wenige Monate später haben die Deutschen begonnen, Norditalien von Juden und Zigeunern zu säubern. Sie hat vermutlich den Krieg nicht überlebt. Wenn sie aber über ihre eigene Lebensdauer so gut Bescheid wusste, warum nicht auch über die meine? Jedenfalls habe ich ihr geglaubt. Ich fand, ich riskiere nichts, wenn ich nach Albenga zurückginge. Nicht für lange, das ist mir klar gewesen. Aber ich wollte im Garten noch ein paar Kleider und Lebensmittel verstecken, weil man sie von dort leichter abtransportieren konnte als von meiner Stadtwohnung. Ich bin auch am späten Abend in den Garten zurückgekehrt, um dort zu schlafen.

Am Donnerstag morgen klopfen mich die Deutschen heraus. Vermutlich haben sie mich vorher in der Stadt gesucht. «Rauskommen, Schweizer, rauskommen, sonst zünden wir dir die Bude an.» Vier Maschinenpistolen sind auf mich gerichtet. «Willst es schriftlich, dass du ein Spion bist? Kannste haben», sagt der Unteroffizier, in die Tasche langend. «Nimm den Spaten dort, aber dalli!» Ich denke: «Jetzt nur keine Aufregung. Was hat die Zigeunerin gesagt? Aus dieser Patsche wirst du herauskommen. Du weisst noch nicht, wie, aber du wirst herauskommen. Nicht barfuss, also zuerst die Schuhe.» – «Halt Bauer», sagt der Unteroffizier, «nimm gefälligst mal deine Pfoten hoch, sonst knallt's.» – «Nein, es knallt nicht. Dann müsstet ihr selber das Loch graben, und dazu seid ihr zu faul.» – «Jetzt nur nich noch

frech werden, Stachelschwein! Euch holemer uns auch noch, deine Spionage wird das nich verhindern, mit dir is sowieso Sense.» – «Eben deswegen brauche ich die Schuhe. Ich muss auf den Spaten treten können, sonst dauert es zu lange.» – «Recht haste», sagt der Unteroffizier gemütlich, «mit oder ohne Schuhe, nachher isses egal. Du Maxe, lang mal in die Schuhe, er könnte Handgranaten darin versteckt haben.» Ich denke: «Dankeschön. Jetzt hast du mir verraten, dass Maxe der dümmste von euch vieren ist. Er wird einen Fehler machen.» Ein anderer hat den Samenschrank aufgerissen, mein sicheres Versteck vor Enzo, weil man im September keine Samen braucht. «Kuck mal an!» ruft er. «Was machen wir damit?» Der Unteroffizier wirft einen Blick darauf. «Das lassemer nich liegen. Am besten fangemer gleich damit an. Hannes, pack mal einen Arm voll auf und trags hinaus, wo Schatten is, hier isses zu warm. Und du, Maxe, du stehst beim Graben dabei und rufst uns, wenss soweit is. Dort, auf der Sonnenseite, er soll ruhig noch bisschen schwitzen, kann nich schaden.» Ihr Gelächter habe ich noch im Ohr.»

«War denn Enzo nicht dabei?»

«Das hat mich auch gewundert. Wahrscheinlich wollte er erst auftauchen, nachdem alle Spuren seiner Geschäftsübernahme beseitigt waren. Es sollte so aussehen, als habe er mit der Aktion der Deutschen nichts zu tun.»

«Machen Sie es nicht zu spannend! Wie ist es weitergegan-

gen? Welchen Fehler hat Maxe gemacht?»

«Ich grabe auf einem abgeräumten Beet. Die Erde häufe ich zur Seite auf. Wer zuerst schwitzt, ist Maxe in seiner Uniform. Ich hoffe, er macht seinen Fehler nicht zu früh. Die andern müssen vollgefressen und halb besoffen sein. Nach einer Weile frage ich: «Maxe, kotzt es dich nicht an bisweilen?» Er zuckt die Achseln: «Nich schwatzen, graben.» Wieder nach einer Weile sage ich: «Du Maxe, ist deine Spritze auch entsichert, oder treibt ihr bloss euren Spass mit mir?» Er schaut nach, nur einen Augenblick. «Schnauze», sagt er dann, «sonst knallt's.» Als das Grab einen Schuh tief ist, frage ich: «Wie weit runter soll ich denn noch graben?» – «Weitermachen! Wenn's reicht, wirst du's gemeldet kriegen.» – «Ich meine ja nur.» – «Sollst nicht meinen, sollst graben.» – «Das tu ich ja fortwährend, sogar wenn ich schwatze.» – «Schwatzen is gegen die Vorschrift.» – «Na ja, ist noch manches gegen die Vorschrift und wird doch gemacht. Wetten, es ist gegen die Vorschrift, dass du alleine hier stehst, und die andern schlagen sich da hinten den Bauch voll.» Das hat gesessen, ich sehe es seinem dummen Gesicht an. Und jetzt kommt mir die Erleuchtung: die Zigarette! Ich sage. «Wird wohl auch gegen die Vorschrift sein, wenn du jetzt eine Zigarette rauchst, aber so genau brauchst du es auch nicht zu nehmen, wenn schon dein Vorgesetzter es nicht so genau nimmt, oder?» – «Damit könntste nich unrecht haben. Schade um dich, haste Köpfchen.» Er kramt

in einer Tasche seines Waffenrocks, zieht eine Zigarette hervor. Aus den Augen lässt er mich nicht. Jetzt die Zündhölzer. Er streicht eines an. Wie er das Feuer dem Zigarettenende nähert und dabei nur ganz kurz nicht auf mich aufpasst: Wumm! Ich habe ihn wie berechnet seitlich am Hals getroffen, und da liegt er jetzt, am Rand meines Grabes. Ich nehme die Maschinenpistole auf, gehe auf den Schopf zu. An der Ecke drücke ich ab. So bin ich zum Partisanen geworden.»

Wir schwiegen eine Weile beeindruckt.

Später am Tag kamen mir Zweifel. Dieser Mann konnte uns erzählen, was er wollte. Vielleicht war es das Geflunker eines Versagers, eine verbale Selbstrechtfertigung, aber eben nur eine verbale, hinter der keine Wirklichkeit gestanden hatte. Als jedoch der Urnengang beendet war, die Stimmzettel gezählt waren, das Ergebnis im amtlichen Formular eingetragen und dann am Telefon der zentralen Wahlbehörde bekanntgegeben war, fragte Cortini, ob er uns für den Nachmittag zu sich einladen dürfe, er hätte uns einiges zu zeigen. Die nicht mehr ganz junge Dame sagte sofort zu. Ich aber fragte: «Herr Cortini, warum haben Sie uns das alles erzählt?»

Mit einem blitzenden Seitenblick auf mich sagte er: «Sie sind doch Schriftsteller. Vielleicht ist das ein Stoff.»

Was er uns an diesem Sonntagnachmittag zeigte, waren ein halbes Dutzend dicke Alben mit Fotos von sich selbst und seinen Partisanen: Porro, der Mann der ersten Stunde. Silvio Benfante,

der den deutschen General erledigt hatte. Ramun, Chef der royalistischen Nachbarbrigade. Martello, auch ein benachbarter Chef, aber ein kommunistischer. Mike und Brad, die beiden amerikanischen Funker. Die beiden österreichischen Schneider. Der amerikanische Major Caprilli, der nach seinem kurzen Besuch so mysteriös verschwand, wie er aufgetaucht war.

Es waren aber auch Gegenstände: Die Mütze aus Krimmerstoff, die Detto Cortinis Wahrzeichen als Chef der neutralen Brigade gewesen war und die wir auf vielen Fotos gesehen hatten. Die Beretta-Pistole. Mehrere Orden. Die Ernennungsurkunde zum Polizeikommandanten von Savona. Der Freispruch eines Schweizer Militärgerichts, das sich nach dem Krieg mit diesem Fall von Schwächung der eidgenössischen Wehrkraft hatte befassen müssen.

Zu Zweifeln war kein Anlass mehr.

*

Zurück zu unserem beeindruckten Schweigen.

Cortini liess es nicht lange andauern.

«Partisanen hat es natürlich viele gegeben, überall, wo die Deutschen aufgetreten sind. Auf dem Balkan, in Griechenland, in Russland, in Norwegen, in den Niederlanden und in Frankreich. In Norditalien war die Kette der Widerstandsbrigaden fast eine lückenlose Front, von Ventimiglia bis Triest. Sie erinnern sich sicher noch, dass es Partisanen waren, die mit Mussolini und sei-

nem spärlichen letzten Anhang Schluss machten.»

«Bei Dongo am Comersee.»

«Leider ist er nicht bei uns durchgekommen. Aber untätig waren wir auch nicht. Bei den Deutschen galten wir nicht umsonst als «verseuchtes Gebiet». Die Ehre, uns Partisanen zu titulieren, taten sie uns nicht an. Für sie waren wir Banditen.»

«Wie lange hat es gedauert, bis Sie organisiert waren? Wie macht man es überhaupt, eine Brigade auf die Beine zu stellen? Das waren doch immerhin ein paar tausend Mann.»

«Eine Partisanenbrigade kann man nicht mit einer regulären Armeebrigade vergleichen. Ihre Hauptstärke ist die Beweglichkeit. Man darf nicht vergessen, dass wir nicht dazu da waren, Gelände zu halten oder zu erobern, sondern um möglichst viel Schaden anzurichten. Wir legten einen Hinterhalt oder griffen an, wo man es nicht erwartete, und verschwanden. So besetzten wir zum Beispiel nie eine Bahnlinie oder eine Strasse für längere Zeit, sondern unterbrechen sie bloss immer wieder, aber nie am gleichen Ort. Dazu braucht man keine tausend Mann, höchstens ein paar hundert. Aber rekrutieren Sie die einmal, mitten im Krieg! Gut, die Italiener hatten im September dreiundvierzig den Bettel hingeschmissen, aber lange nicht alle entlassenen Soldaten hatten Lust, ihren Kopf zu riskieren, nachdem sie ihn soeben heil nach Hause gebracht hatten. Am ersten Tag waren Porro und ich allein. Sein Jagdgewehr und ein paar Messer waren die einzigen

Waffen. Eine Woche später hatten wir vier deutsche Maschinenpistolen. Ich hatte sie in mein Grab geschmissen und zugeeckt. Eingesetzt haben wir sie erst später, aber sie haben Schützen angelockt, schon an nächsten Tag hätte ich zehn solche Dinger brauchen können. Schon bald machten wir unseren ersten Überfall. Die Deutschen waren damals noch nicht so vorsichtig wie später. Wir hatten es auf ihre Waffen abgesehen. Nach einem Monat hatten wir die Ausrüstung für eine Kompanie, und wo ein Arsenal ist, gibt es auch Leute.»

«Waren Sie von Anfang an der Chef?»

«Das hat sich so ergeben. Porro durfte nicht auffallen. Er musste seine normale Arbeit weiterhin verrichten. Ich aber war ständig unterwegs, meistens allein. Ich kenne jeden Stein in den Bergen hinter Albenga.»

«Wo Sie sich das Trinken abgewöhnt haben.»

«Leichtes Gepäck, das war wichtig. Ausser meiner Beretta – Porros Schwager hat sie für mich gekauft – hatte ich nichts bei mir. Zu essen fand ich immer, in einer Bauernküche, später in einer Partisanenküche. Wir haben die erste Grundregel des Partisanenkriegs angewendet: Operiere nur dort, wo du die Bevölkerung auf deiner Seite hast.»

«Es gibt offenbar noch andere.»

«Operiere nie dort, wo du deinen Stützpunkt hast.»

«Das habe ich bei Hemingway gefunden. «Wem die Stunde schlägt.» Kennen Sie das Buch?»

«Ich habe es später gelesen. Soviel ich weiss, war er selber

kein Partisan, doch die Regeln hat er gekannt. Aber wissen Sie, wer die Regeln nicht gekannt hat, obwohl er ein Partisan sein wollte? Che Guevara.»

«Dann haben Sie sein Tagebuch gelesen.»

«Als Partisanenchef war er eine Katastrophe! Und aus diesem krassen Versager hat die Jugend der Welt einen Superhelden gemacht! Offenbar muss man es nur am Laufmeter falsch machen und dafür mit dem Leben bezahlen, dann wird man ein Heiliger. Eine Lektion nach der anderen, wie es nicht geht. Nur ein Beispiel: Nicht mehr gehfähige Verwundete oder Kranke hat er mitgeschleppt. Sehr human, aber Partisanenkrieg ist alles andere als human. Bei uns galt die Regel: Wer nicht mitkommt, bleibt liegen. Erst in der Endphase haben wir einen Sanitätsdienst, der mehr war als Erste Hilfe, und ein Lazarett eingerichtet.»

«Der Partisanenchef Pablo hat, bei Hemingway, den amerikanischen Dynamitero auch liegenlassen.»

«Sehen Sie! Wir haben unsere schwerverwundeten Kameraden erschossen, um jedes Risiko auszuschalten, aber auch, um ihnen Schlimmeres zu ersparen, falls sie von den Deutschen gefunden wurden. Wir haben auch keine Gefangenen gemacht. Ist doch klar: Sie schränken die Bewegungsfreiheit ein. Zum Bewachen hat man zu wenig Leute, und überdies gäbe es Verpflegungsprobleme. Wie hat nun aber Che Guevara seine wenigen Gefangenen behandelt? Er zog sie aus bis auf die Unterwäsche, sogar bis auf die Haut, und liess

sie dann frei. Damit wollte er sich den Ruf eines humanen Gegners erkaufen. Er hoffte auf Überläufer. Resultat gleich null. Eine andere Fehlkalkulation wegen Missachtung der Grundregel Nummer eins: Die Bevölkerung, ohnehin sehr dünn gesät, war überhaupt nicht auf seiner Seite. Zu seinen politischen Zielen gehörte die Kollektivisierung der Landwirtschaft. Wie konnte er erwarten, dass die freien Bauern im bolivianischen Busch ihn unterstützen würden! Sie haben ihn verraten. Warum denn klappte es bei unserer kommunistischen Nachbarbrigade nicht halb so gut wie bei uns Neutrallen? Die Bevölkerung war zwar antideutsch eingestellt, aber nicht kommunistisch. Sie hat instinktiv mitbekommen, dass es Martello nicht in erster Linie darum ging, den Deutschen zu schaden. Er bereitete die Machtübernahme nach Kriegsende vor. Man hat ihn zwar nicht verraten, aber nur zurückhaltend unterstützt.»

«Noch eine Grundregel?»

«Ja: Der Nachschub muss gesichert sein. Mit dem Nachschub klappte es bei Che überhaupt nicht. Mehr als die Hälfte der Energie seiner Gruppe ging bei der Beschaffung von Nahrungsmitteln drauf. Er war, wegen Missachtung aller Regeln, schon bald auf der Flucht. Das Gelände, das er sich schliesslich selbst ausgesucht hatte, kannte er überhaupt nicht. So ging fast die ganze andere Hälfte der Energie für meist nutzlose Erkundung drauf. Genügend Nachschub hätte ihn, ausser von Flugzeugen aus, auch gar nicht erreichen können, und

auch dann nur unter der Voraussetzung, dass seine Position bekannt war. Er hatte aber nur ganz am Anfang ein funktionierendes Funkgerät. Davon abgesehen: Wer hätte ihn mit Flugzeugen unterstützt, und von wo aus? Von Cuba her war es doch viel zu weit. Wir haben alles, was wir brauchten, per Fallschirm von den Alliierten bekommen.»

«Sie hatten also Funkgeräte?»

«Nicht nur Geräte, auch ausgebildete Funker. Die kamen auch per Fallschirm.»

«Wie sind Sie denn mit den Alliierten in Kontakt gekommen?»

«Am Anfang hatten wir keinen. Aber offenbar haben nach einiger Zeit auch die Alliierten gemerkt, dass wir da sind, nicht nur die Deutschen. In London hat man alle deutschen Radio-sendungen abgehört. Manchmal war von Banditen in Oberitalien die Rede. Die meisten unserer Aktionen waren damals allerdings nur von lokaler Bedeutung, aber als wir den ersten Güterzug entgleisen liessen, stand das in einer italienischen Zeitung. In England hat man die Invasion vorbereitet. Unsere Bahnlinie, als Verschiebungsachse für deutsche Truppen aus Italien nach Frankreich, oder auch umgekehrt, wurde auf einmal wichtig. Irgendwann im Frühling vierundvierzig stand plötzlich ein amerikanischer Major vor mir. Er hiess Caprilli, wenn das sein richtiger Name war. Jedenfalls sprach er ein akzentfreies Italienisch. Mit ihm habe ich das erste Ziel für Fallschirmabwürfe festgelegt. Eine Woche später waren

die Funker da. Sie haben sofort eine Liste von dem, was wir am nötigsten brauchten, durchgegeben.»

«Sprachen sie auch italienisch?»

«Schlecht, aber ich konnte ein bisschen englisch. Caprilli hatte das festgestellt.»

«Und die Nachbarbrigaden, bekamen die auch ihre Funker?»

«Zur gleichen Zeit. Caprilli war offenbar auch bei ihnen gewesen. Er ist bei uns so plötzlich verschwunden, wie er aufgetaucht war. Wir haben nie mehr etwas von ihm gehört.»

«Glauben Sie, er wurde geschnappt?»

«Sicher nicht, sonst wäre ja der Kontakt zu den Alliierten nicht zustande gekommen. Zwar hat er uns nicht erzählt, wie er die Riviera erreicht hat. Ich stelle mir vor, ein Unterseeboot hat ihn an Land gebracht und auch wieder abgeholt.»

*

«Eine Frage», sagte unsere Dame, die bisher nur zugehört hatte. «Haben Sie keine Frauen in Ihrer Brigade gehabt?»

«Gemeldet haben sich viele, aber ich wollte keine.»

«Warum nicht?»

«Sie hätten meine Leute zu sehr abgelenkt. Eifersüchteleien und Balzkämpfe, das wäre das letzte gewesen, was ich brauchen konnte. Natürlich kam es deswegen immer wieder zu Diskussionen mit meinen Männern. Ich bin aber hart geblieben. <Wem es hier nicht passt>, habe ich gesagt, <der kann zu Martello gehen, dort hat es Weiber genug.

Wir sind nicht hier per far l'amore. Wenn das hier vorbei ist, könnt ihr alles nachholen.> Zu Martello gegangen ist keiner. Gelegentlich ist es aber vorgekommen, dass einer sich eine von Martellos Frauen für kurze Zeit geschnappt hat. Wir hatten mit ihm ja nicht nur Funkverbindung. Dann habe ich ein Auge zugedrückt. Auch mit nichtkombattanten Frauen in unserer Reichweite kam es manchmal zu amourösen Kontakten. Einige meiner jungen Männer hatten in ihrem Heimatort, der oft nicht weit entfernt war, ein Mädchen zurückgelassen. Sie lagen mir in den Ohren wegen eines nächtlichen Besuchs. Auch in solchen Fällen blieb ich hart. Silvio Benfante meinte, er müsse seinen Überfall auf einen deutschen Stabswagen, der einem General das Leben kostete, mit seinem Mädchen feiern. Solche geglückte Einzelaktionen waren immer gefährlich. Sie erzeugten einen merkwürdigen Rappel, nämlich die Einbildung, man könne sich nun alles leisten, man sei unverwundbar. Silvio schlich sich davon. Zurückgekommen ist er nicht.»

«Er ist doch nicht desertiert!»

«Wenn man so will, ist er desertiert. Für eine Nacht. Als er in der Morgenfrühe zurückkommen wollte, schossen ihn die Deutschen über den Haufen.»

«Andere Deserteure gab es nicht?»

«Bei Martello, aber nicht bei mir und Ramun. Nicht jeder, der sich bei Martello gemeldet hatte, wusste, auf was er sich einliess. Die ständige politische Indoktrinierung, die dort Brauch war,

wurde einigen zu viel. Sie kamen zu mir oder zu Ramun. Natürlich durften wir es mit Martello nicht verderben. Wir haben die Leute zurückgeschickt. Weil sie aber kein Parteiverfahren riskieren wollten, haben sie sich aus dem Staub gemacht.»

«Haben Sie auch auf Überläufer gehofft wie Che Guevara?»

«Da gab es nichts zu hoffen, wir waren ja Banditen. Trotzdem hatten wir zwei Überläufer, unsere beiden Schneider. An der Strasse nach Pieve di Tecco gibt es eine Brücke. Wir behielten sie ständig im Auge. Sprengen wollten wir sie nicht, sie wurde ja auch für den zivilen Verkehr gebraucht. Aber wir beobachteten die deutschen Bewegungen und zogen daraus unsere Schlüsse. Wie ich eines Tages unseren Posten kontrolliere, kommen zwei Deutsche über die Brücke. <Partisani>, rufen sie halblaut in die Büsche hinauf, <Partisani, mir wolln zu eich.> – <Weitermarschieren. Hinter der Biegung händehoch stehenbleiben>, befehle ich. Sie gehorchen verduzt. Ich erwarte sie, Silvio Benfante liegt hinter einem Baum mit der Maschinenpistole im Anschlag. Porro, der mich begleitet hat, bleibt oben beim Posten. – <Alle Waffen vor die Füsse.> – <Mir hobn koane Woffn.> – <So, ihr wollt also zu uns. Da würde es mich schon sehr interessieren, weshalb.> – <No, weil mir di Nosn voll hobn. Mir zwoa, der Seppl un i, mir san di oanzign Esterreicher vun di Kumpanie. Di Teitschn treibn olleweil ihr Schindludr mit uns, weil mir bloss Schneida san. Dös san doch koane richtign Soltotn, sogns, un zu fressen

krieg ma eh bloss, wos di Teitschn ibrig lossn. Dös is koa Lebn mehr bei di Teitschn, un siegn tuan mir eh nimma. Der Hitla is a Tepp.» – «Schneider könnten wir brauchen, aber wie wollt ihr mir garantieren, dass es euch ernst ist?» Ich schaue zu Porro hinauf. Es wäre ja möglich, dass die Deutschen einen Trick versuchen. Ich deute zur Brücke. Porro bewegt die Hände gegeneinander. Keine Gefahr. «No, is es uns denn nit ernscht, Hias», sagt Seppl. «Ibalaufn wolln mir scho long, aba a ginschtiga Moment is erscht heit kumma. Di Teitschn schlofn olle, do dribn in dem Haus, un mir zwoa solltn Poschtn stehn.» – «Zu uns kann man nicht einfach überlaufen. Wer zu uns kommen will, muss zuerst beweisen, dass er das Zeug zum Partisanen hat. Jetzt geht ihr zurück und erledigt die Deutschen mit Handgranaten. Solche gibt es ja wohl da drüben. Wenn ihr das fertigbringt, seid ihr Partisanen. Viel Glück!» Sie zotteln davon. Zehn Minuten später gibt es ein gewaltiges Getöse in dem Haus jenseits der Brücke. Hias und Seppl rennen auf uns zu. Wir warten eine Weile. Nichts regt sich ums Haus herum, als der Qualm sich verzogen hat. Am Abend fangen wir eine Funkmeldung auf, Banditen hätten eine Unterkunft gesprengt. Das Gebiet sei verseucht und müsse nach Möglichkeit gemieden werden.»

«Was ist aus den beiden geworden?»

«Sie blieben bis zum Kriegsende bei uns. Eingesetzt habe ich sie nicht mehr, sie hatten genug zu tun als Schneider, und an

Kombattanten hatte ich keinen Mangel. Die Uniform aus amerikanischem Armeetuch habe ich noch, auch die Mütze aus Krimmerstoff, mein Markenzeichen als Brigadechef, haben sie mir genäht. Nach der Kapitulation schickte ich sie in ein Auffanglager, in ihrer deutschen Uniform. Ich habe ihnen Papiere mitgegeben, die sie als Gefangene kennzeichneten. Vermutlich sind sie ohne Schwierigkeiten regulär demobilisiert worden.»

«Und die Funker?»

«Die haben wir in Savona mit einem Fest verabschiedet. Unse-re und die von Ramun. Die von Martello hatten weniger Glück. Ich meine die ersten beiden. Sie sind dann ja ersetzt worden.»

«Sie machen es wieder spannend!»

«Falls Sie daraus Literatur machen sollten, werden Sie auch für Spannung sorgen müssen. Nun, das Partisanenleben war spannend, meistens jedenfalls. Und das ist die Geschichte von Martellos Funkern: Eines Tages kommt er zu mir. «Ich werde von den Deutschen ständig beschossen. Mit Artillerie. Dabei verlege ich mein Hauptquartier jeden zweiten Tag. Dich und Ramun lassen sie offensichtlich in Ruhe. Warum?» Ich denke einen Augenblick nach und sage dann: «Schick mir deine Funker.» Als sie sich bei mir melden, begrüße ich sie mit «Heil Hitler.» Dem einen zuckt die Hand, der andere macht grosse Augen. «So», sage ich, «jetzt reden wir einmal deutsch miteinander. Das versteht ihr wohl noch, obwohl es schon fünf oder sechs Jahre her ist, dass man euch in die Staaten

geschickt hat.» – «What did you say, Sir?» sagt der eine. «We don't understand you, really.» – Das «really» ist zu viel, denke ich. Der andere schwitzt an der Stirn, obwohl es Januar oder Februar ist und alles andere als warm. «Then I'm mistaken», sage ich. «Please excuse me. Have a drink?» Sie scheinen erleichtert zu sein. Der Steinhäger, unlängst erbeutet, findet Anklang. «What's that?» – «Steinhäger, a German brandy.» – «Never heard of. It's pretty good.» In diesem Augenblick schaut Porro herein. Nicht zufällig. Er winkt mich zu sich. «Just a moment. I'll be back in a minute. Finish your drink in the meantime.» Ich gehe zum Funkerzelt hinüber und lasse das Tonband anstellen. Brad hat es schon vor Stunden mit einem versteckten Mikrofon verbunden. Was die beiden reden, ist zwar schwach, doch deutlich genug zu hören. «Verfluchte Scheisse! – «Take care, Horst!» – «Scheisse, sage ich, Scheisse!» – «Speak English, for Christ's sake. He is no fool, that Detto guy. Now we must be very cautious. Not a single German word from now on.» Er redet nun lauter: «How do you like that Steinhäger stuff?» Allein, wie er «Steinhäger» ausspricht, hätte genügt, ihn zu entlarven. «I dislike it, I think bourbon tastes much better.» Mike holt die beiden in sein Zelt hinüber. Brad spielt ihnen das Tonband vor. Sie sagen kein Wort mehr. Unter Bewachung schicken wir sie zu Martello zurück. Dort müssen sie noch einen letzten Funkspruch an die Deutschen absetzen. Der Text ist von mir, Martello konnte ja kein Deutsch:

«Heil Hitler, schickt uns Skorzony, aber dalli.» Was Martello mit ihnen gemacht hat, könnt ihr euch vorstellen.»

«Sind es wirklich Deutsche gewesen?» fragte die Dame.

«Nazis, nicht nur Deutsche. Wahrscheinlich sind sie nicht die einzigen gewesen, die man von langer Hand in die amerikanische Armee eingeschleust hat. Von anderen habe ich zwar nie gehört, aber es hat sie sicher gegeben.»

«In der Ardennenschlacht gab es auch SS-Leute in amerikanischer Uniform.»

«Die hat man aber bloss kurzfristig instruiert, während Martellos Funker jahrelang als amerikanische Bürger gelebt haben.»

«Und wenn Amerika nicht in den Krieg eingetreten wäre?» fragte die Dame. «Was hätten diese Maulwürfe dann gemacht?»

«Irgendwelche Maulwurfsarbeit. Die hat auch Martello gemacht. Für die Russen. Via seinen Parteichef. Ramun und ich haben ihm nie getraut. Wenig später habe ich es bereut, ihm aus der Patsche geholfen zu haben. Er hat nämlich versucht, meine Brigade in die Hand zu bekommen.»

«Wie macht man so etwas?»

«Indem man den Chef umlegt und einen getarnten Parteimann an seine Stelle setzt. Dazu habe ich ihm allerdings keine Gelegenheit gegeben. Eines Tages geht ein Funkspruch ein, ich solle allein zu ihm kommen. Der Funker hat aber noch etwas hinzugefügt: «Many snakes here about. Attention!» Ich habe zurückfunkteln lassen, ich sei nicht ab-

kömmlich. Wenn nötig könne Martello mich auf meinem Kommandoposten treffen. Natürlich ist er nicht gekommen. Ich fand es aber an der Zeit, mein Kommando doppelt zu organisieren, es hätte mir ja auch sonst etwas passieren können. Ich habe Leone zum gleichgestellten Chef machen wollen. Meine Mannschaft war dagegen, und unter Partisanen kann man die Meinung der Leute nicht in den Wind schlagen. Ich war zwar Ausländer, aber der Mann der ersten Stunde und sollte es bleiben. Leone war ausgebildeter Generalstabsoffizier. In Italien ist unter einfachem Volk ein Offizier immer eine Art Klassenfeind, und meine Mannschaft bestand aus Bauernburschen, Fischern, Arbeitern und Angestellten.»

«Wie sind Sie denn gerade auf diesen Leone gekommen?»

«Er ergänzte mich fast ideal. Sie werden lachen, aber auch in einer Partisaneneinheit hat man einen Haufen Papierkrieg zu bewältigen. Das war nicht unbedingt nach meinem Gusto. Leone machte sich nichts daraus. Ausserdem befasste er sich mit Planungen, die sich vielleicht einmal als nützlich erweisen konnten, während ich mich auf das konzentrierte, was im Augenblick zu tun war. Einer der Pläne Leones war, die Küste zu besetzen, um die Bahnlinie ganz auszuschalten. Die Deutschen nämlich führten in Italien einen Gebirgskrieg. Er begünstigte die Verteidiger, weil sich die Materialüberlegenheit des Gegners in dem schwierigen Gelände nicht genügend auswirken konnte. Aus diesem Grund war es den

Deutschen möglich, die Front zu verdünnen und Truppen nach Frankreich zu schicken. Im Moment aber, wo Südfrankreich von den Alliierten besetzt war, hatte unsere Bahnlinie militärisch ausgespielt. Wozu sollte man sie noch besetzen. Das hätte nur die Zivilbevölkerung in Gefahr gebracht, denn die Deutschen waren ja noch da. Es sah sogar so aus, als hätten sie sich entschlossen, mit uns noch aufzuräumen, bevor auch für sie das absehbare Ende kam. Bisher hatten sie recht vorsichtig gegen uns operiert. Jetzt wurden sie nervös und verloren den Sinn für das Mögliche. In aufgefangenen Befehlen war von «Ausräuchern» oder «Ausrotten» die Rede, als hätten sie es mit Raubwild oder Bodenschädlingen zu tun. Eine blind um sich schlagende Brutalität war die Folge, nur für kurze Zeit, zu unserem Glück, denn mit ihrer Beweglichkeit war es nicht mehr weit her. Zu Fuss aber waren wir ihnen haushoch überlegen.»

«Taktik also, statt Strategie.»

«Genau.»

«Und die Luftwaffe, spielte die noch eine Rolle?»

«Am Anfang hatten wir unter ihr manchmal zu leiden, das heisst: die Bevölkerung viel mehr als wir. Bauernhäuser und Scheunen, die als unsere Schlupfwinkel galten, wurden mit Brandbomben belegt. Vieh auf der Weide, als eine unserer vermuteten Nahrungsressourcen, wurde mit Bordwaffen angegriffen. Das durften wir nicht hinnehmen. Wir attackierten den Flugplatz wiederholt mit Granatmörsern, ein gefährliches

Unterfangen, das uns weit mehr Leute kostete als die deutschen Angriffsaktionen, denn wir mussten dazu unsere Deckung verlassen. Aber bald blieben die Flugzeuge wegen Spritmangel am Boden. Sie dort zerstören, wozu?»

«Wie sah denn die blind um sich schlagende Brutalität aus?»

«Ein Beispiel: Die Deutschen hatten etwa dreissig Hunde zusammengezogen, Schäfer und Dobermänner. Sie glaubten ja, wir seien Raubwild. Diese Hunde liessen sie einmal überraschend auf uns los. Wir hätten sie zusammenknallen können, aber mir kam eine Idee. Wir sperren den Hunden, als sie uns ansprachen, mit dem Unterarm das Maul. Das setzte einige Kratzer und Bisswunden ab, aber die Hunde wurden gefangen und blieben einige Zeit bei uns. Wir behandelten sie gut, fütterten sie reichlich und waren bald ihre neuen Herren. Unsere Sattler bastelten breite Gürtel mit seitlichen Schlaufen. Eines Tages wird uns eine deutsche Kompanie auf der Strasse nach Ortovero gemeldet. Wir gürteten die Hunde, und als wir nahe genug bei den Deutschen sind, schnallen wir mit den Schlaufen Grabenmörsergranaten mit Zeitzündern an und schicken die Hunde los. Sie brechen durch das Gestrüpp wie eine Herde Säue. Die Deutschen lassen sie mit aufgepflanztem Bajonett herankommen. Wir haben vorher die Zeit, die die Hunde brauchen würden, geschätzt und die Zünder darauf eingestellt.»

«Hat die Zeit gestimmt?»

«Die ersten Hunde, drei oder vier, sind zu schnell. Sie werden

aufgespiesst. Doch bevor die Deutschen sich dafür interessieren können, was für ein merkwürdiges Geschirr die Tiere tragen, gehen die Granaten los. Inzwischen ist das Haupttrudel aufgetaucht. Das Geknalle könnt ihr euch nicht vorstellen. Von der allerdings nicht kriegsstarken Kompanie ist nicht mancher übriggeblieben.»

«Arme Hunde!», sagte die Dame.

«Arme Deutsche, eher. In absehbarer Zeit war der Krieg vorbei, das wussten auch sie. Wozu jetzt noch in der Fremde für ein Vaterland sterben, das im Westen wie im Osten grösstenteils vom Feind besetzt war. Ihr Kampfgeist liess schon bald zu wünschen übrig. Auch wir, besser informiert als unsere Gegner, brannten nicht mehr darauf, unser Leben aufs Spiel zu setzen. Zwar dachte man auf unserer Seite an eine grosse, koordinierte Schlussoffensive. Offenbar wollten sich einige Partisanenchefs in der Pose des frischen Siegers verabschieden. So ein Unsinn! Partisanen sind nicht für Offensiven da. Wir wären dafür auch gar nicht richtig bewaffnet gewesen. Unsere Domäne war das «hit and run», die Taktik der ständigen Nadelstiche. Trotzdem beschäftigte sich Leone mit weit ausgreifenden Planungen. Auch Martello hatte solche Ideen. Wenn es seine waren, nicht die seines obersten Chefs Palmiro Togliatti. Der hat sich, wie man heute weiss, gründlich verrechnet. Die Offensive wurde uns schliesslich verboten. Von den Alliierten. Noch bevor im April fünfundvierzig der Gebirgskrieg

im Apennin vom Bewegungskrieg in der Po-Ebene abgelöst worden war, fasste ausgerechnet ein SS-General die deutsche Kapitulation in Oberitalien ins Auge. Der Befehlshaber, General Vietinghoff, spannte die Schweiz für Verhandlungen ein. Unsere Offensive hätte diese Verhandlungen gefährdet. Es ging darum, eine Million gegnerische Soldaten mit einem Schlag auszuschalten. Das war ökonomischer, als sie nach und nach aufzureiben. Eine Million aufreiben, stellt euch das vor! Am 2. Mai war es dann soweit.»

«Knapp eine Woche vor dem Kriegsende.»

«Vorher aber drehten die Deutschen nochmals auf. Sie verkündeten, sie würden für jeden getöteten oder auch nur verwundeten Soldaten zehn italienische Zivilisten im wehrpflichtigen Alter fusilieren.»

«Haben sie es getan?»

«Ein- oder zweimal, in unserem Bereich. Für uns ein Grund zur Zurückhaltung. Martello allerdings hat sich einen Dreck darum gekümmert. Ich habe ihn per Funkgerät abgekanzelt, ihm mangelnde Solidarität vorgeworfen. «Solidarität» war eines der wichtigsten Schlagwörter der Kommunisten. Es war ja auch tatsächlich idiotisch, jetzt noch zivile Opfer zu riskieren, auch wenn es noch zwei Wochen dauern konnte, bis es mit den Deutschen zu Ende war.»

«Wem haben sich die Deutschen ergeben, den Partisanen oder den Alliierten?»

«Bei uns gab es keine Alliierten. Aber an anderen Orten kamen die Partisanen ihnen zuvor.

Auch das Geschäft in Albenga hat mich nicht mehr interessiert. Das Land ist längst verkauft.»

«Werden dort wieder Blumen gezüchtet?»

«Möglich ist es. Ich weiss es nicht.»

«Waren Sie denn nie mehr dort?»

«In Italien schon, aber nicht in Albenga. Ich habe in Mailand meine Orden abgeholt, und einmal war ich an einer Erinnerungsfeier in Triest, ein Zusammenzug aller Partisanenchefs nördlich des Po.»

«War Martello dabei?»

«Nein, er ist bald in Ungnade gefallen. Man hat ihm in der Zentrale seine Art von Kommunismus offenbar nicht abgenommen.»

«Wann kamen Sie denn in die Schweiz zurück?»

«Irgendwann im Sommer fünfundvierzig. Das erste, was dort passierte, war ein militärgerechtes Verfahren wegen Schwächung der eidgenössischen Wehrkraft, das man mir anhängte. Zum Glück konnte ich alle Quittungen über bezahlten Militärpflichtersatz vorweisen, den ich immer pünktlich ans Konsulat in Genua überwiesen hatte. Der Konsul bezeugte überdies, ich sei auf seine Veranlassung in Italien geblieben. Das Gericht hatte keine andere Wahl, als mich laufen zu lassen.»

*

Wir hatten inzwischen das Wahlgeschäft zum amtlichen Abschluss gebracht, waren nach der Schliessung des Abstimmungslokals den kurzen Weg

nach Hause gegangen, hatten dort das sonntägliche Mittagessen eingenommen und trafen uns am Nachmittag wie abgemacht bei Benedetto Cortini. Wir wohnten ja alle drei im selben Wahlkreis, höchstens zehn Gehminuten voneinander entfernt. Das wiedergegebene Gespräch fand zu einem Teil in Herrn Cortinis Wohnung statt.

Diese Wohnung war hübsch, doch eher konventionell eingerichtet. Was mir auffiel: Es gab viele Blumen und Blattpflanzen. Dies passte zu Cortinis Vergangenheit, aber sie waren allesamt künstlich.

Unsere Dame hatte offenbar erwartet, einer Frau Cortini und möglicherweise weiteren Familienangehörigen vorgestellt zu werden, jedoch empfing uns der Hausherr allein. Er trug die Uniform aus amerikanischem Armeetuch.

«Ich hoffe, wir haben nicht Ihre Familie vertrieben», sagte die Dame.

«Ich habe keine Familie.»

«Fast nicht zu glauben. Ich hätte geschworen, Sie haben eine Frau und erwachsene Kinder.»

«Ich habe nie eine eigene Familie gehabt.»

«So sehen Sie aber nicht aus.»

«Mag sein. Es hat sich eben nicht ergeben. Um die Wahrheit zu sagen: Einmal, vor Jahren, bin ich ganz nahe vor der Heirat gestanden. Es hing nicht von mir ab, dass es nicht dazu kam. Aber kommen Sie, ich wollte Ihnen ein paar Sachen zeigen.»

Er hatte alles bereits bereitgelegt: die Alben mit den Fotos, seine Beretta, die Chef-Mütze, die

Orden, die Dokumente. Ich fragte mich, wie vielen Leuten er diese Andenken schon gezeigt hatte. Offenbar war es ihm wichtig, dass wir den jungen Mann, der er einmal gewesen war, kannten. Detto, der Partisanenchef. Er war es immer noch und würde es bleiben, würde uns als solcher mit seinen hundertvier Lebensjahren sogar überleben.

Er erklärte uns alles, knüpfte seine Erinnerungen daran. Dann servierte er uns Kaffee und Gebäck, das aussah, als hätte er es selbst hergestellt.

«Ist es unverschämt, wenn ich Sie frage, warum es nicht zur Heirat gekommen ist?» fragte die Dame, nachdem wir es uns um das niedrige Tischchen herum bequem gemacht hatten.

«Die Geschichte gehört eigentlich dazu.»

Er erhob sich und holte vom Schreibtisch eine gerahmte Foto.

«Das ist sie. Elena Vogrig.»

Eine sehr hübsche junge Frau lächelte uns an.

«Sie sieht nicht italienisch aus», sagte unsere Dame.

«Wie kommen Sie darauf, es müsse eine Italienerin gewesen sein?»

«Weil die Geschichte dazu gehört, wie Sie sagen.»

«Ja, eine Italienerin. Aber die Vogrigs sind eigentlich keine Italiener, sondern Slowenen. Es gibt in der Gegend zwischen Udine und Triest eine slowenische Minderheit. Seit Jahrhunderten. Die Sprache ist, soviel ich weiss, untergegangen, aber die Namen sind geblieben. Elenas Vater Giancarlo Vogrig war wie ich ein Partisanenchef. Er hat aber den Krieg nicht überlebt. An jenem

Veteranentreffen in Triest, das ich erwähnt habe, hat man ihm postum einen Orden verliehen. Das ist der Grund, weshalb seine Tochter dabei war, als einzige Frau unter über hundert Männern. Natürlich gab es den in Italien üblichen emphatischen Klammern: geschwollene Reden, Musik, Hochrufe, «evviva la tartaruga», Giancarlo Vogrigs nom de guerre, «evviva la Repubblica, evviva Trieste». Elena bekommt den Orden an ihr schwarzes Jackett geheftet. Sie steht vor den Fahnen auf dem Podest und sieht eher geniert aus, weil sich ein würdiger alter Herr an ihrer Brust zu schaffen macht. Wir geben ihr eine Standing Ovation. Später, beim Essen, sitze ich ihr gegenüber. Sie fragt mich, was sie mit dem Orden anfangen soll, selber tragen könne sie ihn ja wohl nicht. Ich rate ihr, das Kreuzchen zusammen mit der Urkunde rahmen zu lassen. Ihre Kinder würden vielleicht einmal stolz sein auf ihren Grossvater, den sie leider nur vom Hörensagen kennen würden. Nachher das übliche Frage- und Antwortspiel, bei dem man nie weiss, ob es Höflichkeit ist oder wirkliches Interesse. Was mich betraf: Ich hatte mich bereits in sie vergafft.»

«Kunststück!» sagte unsere Dame, die selber nicht gerade ein weibliches Musterexemplar war.

«Beim Dessert sagt sie, sie hätte zu Hause ein paar Andenken an ihren Vater, ob sie mich interessierten. Auch das konnte noch Höflichkeit sein. Ich wollte es herausfinden und ging am nächsten Tag hin. Es war nicht Höflichkeit. Wir reisten am Abend nach Venedig. Nicht, weil

Triest keine Stadt für Verliebte wäre, aber in Italien kommen alleinwohnende junge Frauen schnell ins Gerede, wenn sie Männerbesuch über Nacht haben. Ich wollte ihr das ersparen. Leider musste ich schon am nächsten Tag zurück in die Schweiz, aber natürlich blieben wir in Verbindung. Briefe, Telefonate, wie das so ist. Weil ich sie in Triest nicht besuchen wollte, besorgte ich ihr eine Stelle in Venedig. Ramun, mein Partisanenachbar, wusste, an welchen Drähten man in einem solchen Fall ziehen muss. Elena fand auch schnell eine kleine Wohnung.»

«Und dort haben Sie sie natürlich auch nicht besucht», sagte unsere Dame.

«In Venedig ist das ein bisschen anders, die soziale Kontrolle ist dort nicht so streng. Im übrigen haben wir uns nach etwa drei Monaten verlobt. Das hat mir eine andere Stellung gegeben. Heiraten wollten wir in einem halben Jahr. Nun, eines Tages, vielleicht vier Wochen vor dem Hochzeitsdatum, schreibt mir Elena, sie habe ihre Wohnung aufgegeben. Was sie ja ohnehin bald tun musste. Giulietta Masetto habe ihr angeboten, ihre feudale Dachwohnung am Campo Manin mitzubnutzen. Ich wusste nicht, wer Giulietta Masetto ist. Später habe ich es dann erfahren: Gattin eines Industriellen aus Verona. Sie züchtete Rennpferde auf der Landzunge von Jesolo. Aber sie war auch an einer Plattenfirma beteiligt. Das brachte sie in Verbindung mit jungen Leuten, die probieren wollten, rasch und mühe-

los zur dolce vita aufzusteigen. Angelo Angiolin hatte ihr vorgesungen. Er war nicht ihr Typ. Vierschrötig, ungehobelt, ich habe ihn gesehen. Sie schickte ihn weg, ohne Vertröstung auf später. Solche Frauen in Italien können einen empfindlichen Mann mit wenigen Worten auf die Palme treiben.»

«Nicht nur in Italien», sagte unsere Dame.

«Ich schreibe zurück und bekomme keine Antwort. Ich telefoniere, und niemand nimmt ab. Schliesslich reise ich nach Venedig, finde das Haus am Campo Manin. Die Conciergefrau sagt, es sei niemand da. In der Masetto-Wohnung sei vor zwei Wochen ein Verbrechen geschehen. Wenn ich Näheres wissen wolle, solle ich zur Polizei. Dort erfahre ich, Elena Vogrig sei ermordet worden. Die genauen Umstände würden im Prozess gegen Angelo Angiolin zur Sprache kommen. Man stellte mir eine Einladung in Aussicht, und ich habe sie auch bekommen. Passiert ist folgendes: Der Mörder wurde ins Haus eingelassen. Die Conciergefrau sah ihn auch weggehen, mit blutverschmierten Kleidern, konnte ein gutes Signalement von ihm geben, und so wurde er bereits nach ein paar Tagen gefasst. Abgestritten hat er nichts.»

«Was hatte er denn mit Elena zu tun?» fragte die Dame.

«Nichts. Absolut nichts, das ist es ja eben. Der Mörder wollte zu Giulietta Masetto. Er war ziemlich verduzt, als nicht sie ihm die Wohnungstüre öffnete, sondern Elena. Er erfand jedoch rasch eine Ausrede, nämlich, er wolle seine Gitarre holen, er ha-

be sie hier vergessen. Elena glaubte ihm, denn es gab mehrere Gitarren in der Wohnung, wie Giulietta Masetto dem Gericht bestätigt hat, und so konnte er eintreten. Im Wohnzimmer stürzte er sich gleich auf Elena und zerfetzte sie mit seinem Messer.»

«Schrecklich!» entfuhr es der Dame.

«Neunundvierzig Stiche und Schnitte. Wenn ich je einmal froh gewesen bin in meinem Leben, dann darüber, dass ich sie nicht mehr habe sehen müssen.»

Wir schwiegen eine Weile. Herr Cortini stand auf und stellte das gerahmte Bild wieder auf den Schreibtisch. Unsere Dame fand als erste ihre Stimme wieder: «Etwas begreife ich nicht. Warum hat er es getan?»

«Vor Gericht hat er erklärt: <In dieser Wohnung hat man mir Unrecht angetan. Ich kann singen!> Er plusterte sich auf und krächte in voller Lautstärke irgendetwas Schnulziges. <Ist das gesungen oder nicht, Signora? Demütigungen ertrage ich nicht, da sehe ich rot.> Der Richter sagte: <Ich kann einigermaßen verstehen, dass Sie eine Wut auf Signora Masetto hatten, aber Signorina Vogrig hat Ihnen doch nichts zuleide getan.> – <Die Signora oder eine andere, jemand musste dran glauben. In dieser Wohnung.>»

«Aber das gibt es doch nicht!» rief unsere Dame aus. «Als ob die Wohnung etwas dafür könnte!»

«Natürlich war es nicht die Wohnung. Es war der Lebensstil der Bewohner. Der Mann hätte auch gern so gelebt. Giulietta Masetto hat ihn gewissermaßen mit einem Fusstritt dorthin

zurückbefördert, wo er hingehörte. Der Traum der dolce vita lag in Scherben.»

«Haben Sie mit der Signora darüber gesprochen?»

«Nach der Verhandlung hat sie mich in ihr Landhaus beim Gestüt mitgenommen. Sie sagte, sie sei untröstlich, dass es so gekommen sei, aber gleichzeitig danke sie dem Himmel, dass es nicht sie selber getroffen habe. Das kann man verstehen. Ich habe dann auch erfahren, wie die beiden zusammengekommen sind. Es war auf einer Party des Bankdirektors, für den Elena gearbeitet hat. Die Signora fand gleich Gefallen an ihr. Warum, das ist mir auf anderem Wege zu Ohren gekommen: Giulietta Masetto war eine Lesbe. Das erklärt auch, warum sie mit Angelo Angiolin nichts anfangen konnte. Elena war so naiv, nicht zu merken, weshalb sie die feudale Dachwohnung am Campo Manin zur Mitbenutzung angeboten bekam. Es könnte aber sein, dass sie es bald wusste. Dann war sie in einer heiklen Situation. In ihre Wohnung zurück konnte sie nicht, die hatte sie ja aufgegeben. So wollte sie die wenigen Wochen bis zur Hochzeit ausharren, stelle ich mir vor. Mit der Signora eingelassen hat sie sich sicher nicht. Die hat sie sich vom Leibe gehalten.»

«Da kommt mir ein brutaler Verdacht», sagte die Dame. «Warum war die Signora nicht in ihrer Wohnung, als der Mörder kam?»

«Meinen Sie, die Signora habe ihn geschickt? Weil Elena ihren Lesbenstolz verletzt hatte? Daran habe ich auch gedacht,

aber es ist unwahrscheinlich. Der Mörder hätte es in diesem Fall ganz anders angefangen. Er hätte sich die Hände – und die Kleider – nicht blutig gemacht, wäre unauffällig aus dem Haus gegangen, und man hätte ihn vermutlich nie gefasst. Nein, die Signora ist nur indirekt schuld an Elenas Tod. Und ich bin es auch.»

«Wieso denn?»

«Weil ich sie nicht in Triest gelassen habe. Sie wäre dann der Signora nie über den Weg gelaufen. Jetzt ist sie das letzte Opfer meiner Partisanenzeit geworden, ich habe sie ja bei den alten Partisanen getroffen. Wäre ich nie Partisanenchef gewesen, ich wüsste nicht, wer Elena Vogrig war. Ich habe Zeit genug gehabt, darüber nachzudenken, wie alles zusammenhängt. Unser gedankenloses Töten, damals. Nicht am ersten Tag, da ging es um mich oder die vier Deutschen. Aber später. Alle unsere Opfer, und ich kann Ihnen nicht sagen, wieviele es waren, ich habe sie nicht gezählt, auch nicht jene, die auf mein persönliches Konto gehen, alle diese Opfer waren doch Menschen. Es waren Söhne, und Eltern haben um sie getrauert. Es waren Familienväter. Sie haben Frauen und Kinder gehabt, und auch die haben getrauert. Jeder hätte gerne weitergelebt, jeder hoffte, heil nach Hause zu kommen. Nun, es war Krieg, sie waren Feinde, und was wir mit ihnen machten, hätten sie auch mit uns gemacht, haben es auch gemacht, wenn Sie Gelegenheit dazu bekamen. So ist es eben im Krieg. Man könnte sagen, schuld ist Hitler, er hat diesen Krieg angefangen. Das ist

mir zu billig. Man wird schuldig, ob man will oder nicht.»

«Elena hätte ja auch an einem Verkehrsunfall sterben können. Oder an Krebs.»

«Sie ist es aber nicht. Ihr Tod geht auf mein persönliches Konto. Ich habe damit für eine Schuld bezahlt. Auch ich bin nicht davongekommen, ohne zu trauern.»

*

Monate später setzte ich mich in einem Restaurant in eine Nische. Jenseits der Trennwand hatte ich beim Eintreten zwei Männer bemerkt, ohne auf sie zu achten. Da höre ich plötzlich eine wohlbekannte Stimme: «Wie er das Zündholz dem Zigaretteneende nähert und nur ganz kurz nicht auf mich aufpasst: Wumm!»

Benedetto Cortini, der wieder einmal einen Zuhörer gefunden hat. Lange jedoch hat er nicht mehr Zeit, denn eine andere Stimme sagt: «Was, schon so spät? Entschuldigen Sie mich, aber ich muss sofort gehen.» Ich sehe, wie der Mann am Buffet bezahlt.

Armer Detto! Er wird heute seine Geschichte nicht los.

Da schaut er schon um die Ecke der Trennwand.

«Der Schriftsteller! Was für ein Zufall. Darf ich?»

Er holt sein halbvolles Bierglas und setzt sich zu mir.

«Haben Sie das gesehen? Haut ab, sobald es ans Sterben geht. So ist das heute. Der Tod ist ein Tabu. Niemand will etwas davon hören. In der Zeitung von Verkehrsunfällen lesen, oder die

Todesanzeigen, gemütlich im Polsterstuhl, oder am Fernsehen einen Krimi geniessen, das wohl. Das ist weit vom eigenen Leib, weit vom eigenen Tod. Der natürlich noch lange nicht kommt, vielleicht sogar nie. Aber einem zuhören, der Bescheid weiss, einem, der selber getötet hat und das Sterben von vielen mitansehen musste: nein.»

«Ich habe Ihnen aber zugehört, damals im Wahllokal.»

«Weil Sie mussten. Sie konnten ja nicht aufstehen und abhauen wie der Mann vorhin.»

«Es hat mich interessiert. Sonst wäre ich am Nachmittag nicht zu Ihnen gekommen.»

«Sie sind ein Schriftsteller. Für die gibt es keine Tabus. Oder doch? Im übrigen: Haben Sie schon angefangen, meine Geschichte aufzuschreiben?»

«Noch nicht.»

«Dann ist es gut. Sie meinen vielleicht, ich erzähle sie immer wieder, weil ich nicht davon loskomme, weil sie mich im Traum verfolgt. Oder weil es mir ergeht wie einer Sportgrösse, die abtreten musste und die bis in alle Ewigkeit das sein möchte, was sie einmal war, und nicht kann. So ist es nicht. Ich bin gerne abgetreten. Und ich habe nie, nicht einen Augenblick lang, gewünscht, noch oder wieder ein Partisanenchef in den Bergen hinter Albenga zu sein. Das ist endgültig vorbei. Dass ich im Feind nicht den Menschen gesehen habe, dafür bin ich bestraft worden.»

«Das habe ich schon in Ihrer Wohnung mitbekommen. Ich dachte, das wäre ein Schluss für meine Geschichte.»

«Der Schluss ist anders. Der Mensch ist sterblich, und er sollte daran denken. Vor allem sollte er seinesgleichen nicht als Sache behandeln. Ein Feind, das weiss ich inzwischen, ist kein Mensch, sondern eine Sache. Glauben Sie aber nicht, heutzutage, da es kaum mehr öffentliche Feinde gibt, seien Menschen keine Sachen mehr. Schauen Sie doch, was man mit unseren Alten macht. Keiner von ihnen ist ein Mensch, sondern eine Sache, die stört. Man schiebt sie in ein Ghetto ab, man tut alles, damit sie sich nicht mit Jüngeren mischen. Seniorenturnen, Seniorenausflüge, Seniorenuniversität. Senioren noch und noch. Sie stören, weil sie an den Tod erinnern, und der Tod ist ein Tabu. Der Peinlichkeit, daran gemahnt zu werden, weicht man aus, man haut ab. Ins gleiche Kapitel gehört die Umwelthysterie. Die Natur, und der Mensch mit ihr, soll ewig leben. Der sterbende Wald darf uns nicht vordemonstrieren, dass auch wir sterblich sind. Ich meine ja nicht, man solle die Natur nicht schonen, sie hat ein Lebensrecht wie der Mensch. Aber ich meine, man sollte endlich sehen, dass Leben und Tod zusammengehören. Wer tut das schon? Menschen als Menschen behandeln, aber als sterbliche Wesen, nicht als Sachen, die man fortstellt, sobald sie im Weg sind. Die Natur schützen, aber nicht, weil man um keinen Preis an den Tod erinnert sein will.»

«Der Natur wird es vermutlich gleich sein, aus welchen Gründen man sie schützt.»

«Da haben Sie recht, sie hat kein Bewusstsein. Aber der Mensch hat eines.»

«Wenn man Sie so hört, könnte man meinen, es wäre Ihnen lieber gewesen, in den Bergen hinter Albenga zu fallen.»

«Man sucht sich sein Lebensende nicht aus.»

«Aber hundertvier Jahre alt werden, lockt Sie das noch, nach allem, was Sie mir gerade erzählt haben? Fast das halbe Leben ein Senior.»

«An diese Prophezeiung glaube ich längst nicht mehr. Sie hat mir im Moment geholfen zu überleben. Sollte sie dennoch recht gehabt haben, die alte Zigeunerin, à la bonne heure. Ich werde mich nicht mit achtzig vor einen Schnellzug schmeissen. Als alte Kriegsgurgel werde ich, solange ich kann, bei allen, die mir zuhören mögen, für die Men-

schenwürde eintreten, und für die Achtung vor dem Tod, der schliesslich zu jedem kommt, Tabu hin oder her. Das ist das Ende meiner Geschichte, und es sollte auch das Ende der Ihrigen sein.»

Wintergarten gebaut für jede Jahreszeit!

Ein Engler-Sonnenzimmer aus Holz/Metall + **EcoKiefer** gibt Ihnen und Ihren Pflanzen mehr Lebensraum für jede Jahreszeit!



www.engler-ag.ch

Ihr Schreiner aus
Sevelen

« e »

ENGLER AG

KOMPETENZ IN HOLZ

Ruesteinweg 2, 9475 Sevelen